



Klassik

Carl Philipp Emanuel Bach

Sonaten und Rondos



●●●●●
Marc-André Hamelin

Hyperion/Note 1
(141 Min., 2 CDs, 1/2021)

In der Musikgeschichte haben zahlreiche Komponisten einem verstorbenen Kollegen oder Freund ein bewegendes Klangepitaph hinterhergeschickt. Auch Carl Philipp Emanuel Bach brachte 1781 seinen Abschiedsblues in einem äußerst empfindsamen Klavierstück zum Ausdruck. Nur dass der Widmungsträger kein Mensch aus Fleisch und Blut, sondern ein Wesen aus Holz war. Kurz bevor nämlich sein verkaufte Clavichord dem neuen Besitzer zugestellt wurde, schrieb Bach ein Rondo mit dem Titel „Abschied von meinem Silbermannschen Claviere“. Wie ausgedörrt wirkt dieses Stück mit seinen radikal minimalistischen Zügen. Trotzdem changiert es ständig zwischen innigem Zauber und dissonant zerknirschtem Ausdruck. Wieder einmal bewies der Bach-Junior damit, dass er selbst solch scheinbar kurios anmutende Gelegenheitsstücke einfach nicht unter einem gewissen – nämlich seinem Niveau schreiben konnte. Dieses Rondo gehört daher zu den vielen Höhepunkten einer prallvollen, immerhin zwei CDs umfassenden C.P.E. Bach-Hommage, mit der Marc-André Hamelin seiner an Highlights schon so reichen Diskografie ein weiteres hinzufügt. Von der kurzen und knackigen Sprintstrecke in Form eines „Solfeggio“ über Sonaten und Rondos aus den

Sammlungen „Für Kenner und Liebhaber“ bis hin zu musikalischen Vignetten etwa von einem gewissen „Herrmann“ reicht da der Klangbogen. Und wie schon bei seiner Haydn-Aufnahme gelingt es Hamelin hier ebenfalls, hinter den scheinbar vertrauten Klangfassaden all jene kleinen und großen Überraschungen auszumachen, die für Bachs geistige Frische, Wendigkeit und Abenteuerlust stehen. Kein Wunder, dass Joseph Haydn ein großer Fan dieses Zunderkopfes war.

Guido Fischer

Carl Philipp Emanuel Bach

Flötensonaten



●●●●●
François Lazarevitch, Justin Taylor

Alpha/Note 1
(80 Min., 2019)

Der galante Bach. Das ist der auch „Berliner“ oder „Hamburger“ Bach genannt Carl Philipp Emanuel (1714-1788), der berühmteste der Bachsöhne. Zwar genoss er Bewunderung und Anerkennung insbesondere als Lehrer und Komponist von Werken für Tasteninstrumente, doch als feinfühligster Komponist des Übergangs zwischen Barock und Frühklassik bediente er auch gern die sogar von Friedrich II. gespielte Flöte. Aus diesem reichhaltigen Schaffen haben sich jetzt der französische Flötist François Lazarevitch und sein Cembalo-partner Justin Taylor vier Triosonaten, eine Fantasie und eine Solosonate herausgepickt. Und auch auf Berliner Werke, zum Zeil ältere, durchaus noch vom Vater Johann Sebastian beeinflusste Arbeiten, die dem konservativen Geschmack seines Dienstherrn über den 30 Jahre währenden Dienst in Berlin-Sanssouci hinweg angepasst wurden. Ist CPE später durchaus harmonisch kühner, so hält er sich hier zurück, um zu gefallen. Gefallen tut nun auch der ebenmäßig silbrige Ton von Lazarevitch, der sich als feiner Interpret jener spezifischen Tugend damaliger



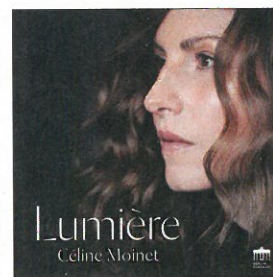
Klassik-CD des Monats

Francis Poulenc, Maurice Ravel, Claude Debussy, Camille Saint-Saëns

„Lumière“

●●●●● **Céline Moinet, Florian Uhlig, Sophie Dervaux**

Berlin Classics/Edel (74 Min., 9/2020)



Im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert erfuhr die Oboe, die in der Barockzeit schon einmal ausdrucksstarkes Sprachrohr zentraler Affekte in Kirchenmusik und Oper gewesen war, eine zunächst zögerlich beginnende Renaissance als Kammermusik-Instrument. Auf französischem Boden war es zum Beispiel Camille Saint-Saëns mit seiner Sonate für Oboe und Klavier, der dem Instrument zu neuer Geltung verhalf. Später dann begeisterte Francis Poulenc mit seinem Trio für Oboe, Fagott und Klavier und vor allem mit seiner späteren Oboensonate: Hatte Saint-Saëns mit der gemessenen Klassizität seiner Sonate das Instrument zunächst als distanziert elegant vorgestellt, so griff Poulenc sowohl mit seinen elegischen wie auch mit seinen komödiantisch-grotesken Sätzen in voller Breite auf das faszinierende Ausdrucksrepertoire der Oboe zu: Er verstand es, ihr auf geniale Weise eine ideale Bühne zu bieten. Hierzu kongenial agiert Céline Moinet mit ihrem wundervollen Ton, mit ihrer grenzenlosen Flexibilität und Virtuosität, mit der auf allen Ebenen zu verortenden grenzenlosen Biegsamkeit ihres interpretatorischen und ihres technischen Ansatzes. Unter Moinets Fingern und durch ihren Atem mutiert die „Oboe“ vom Musikinstrument zum zeitenüberspannenden Ereignis, man imaginiert den antiken Aulos oder die Schalmei der Hirten zugleich mit dem hochverfeinerten, parfümierten Finish der modernen Oboe – eine Welt öffnet sich. Maßgeblich beteiligt an diesem Gesamterlebnis sind auch Florian Uhlig am Klavier und Sophie Dervaux als Fagott-Partnerin. Geschickt gefertigte Bearbeitungen nach Maurice Ravel und Claude Debussy ergänzen sinnvoll das Kernprogramm und tragen dazu bei, dieses Album zur ungetrübten Freude für die Hörschaft zu machen.

Michael Wersin

„Empfindsamkeit“ erweist. Immer hübsch die Balance halten, ja nicht auffällig werden, beruhigen, nicht verstören. Das ist wunderfein gespielt, zart zirpt auch beständig der

Walter-Cembalonachbau, an dem sich Justin Taylor so ebenmäßig produziert. Aber nach der Hälfte der langen Alben-Spielzeit würde es beim Hören durchaus danach »